Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 243. Berlin, Montag, den 15. Mai 1893. XXII. Jahrgang.

□ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Der Wahlkampf, der nach der Reichstagsauflösung im deutschen Reiche entbrannt ist, erhält sein eigenthümliches Gepräge durch die Spaltung, welche in der deutschfreisinnigen Fraktion zu Tage trat. Es muß hierbei hervorgehoben werden, daß diese Spaltung mit dem eigentlichen Programm der Partei, wie es in den Tagen der Fusion im Jahre 1884 festgesetzt worden, nicht das Mindeste zu thun hat. Das Parteiprogramm, welches bisher maßgebend gewesen, hatte keine bindende Bestimmung über die Präsenzdauer des deutschen Reichsheeres enthalten. Und gerade darüber diese Frage kam es zum Bruch. Sechs Mitglieder der Fraktion hatten die Ueberzeugung, daß die Militärvorlage so, wie sie der Huenesche Antrag gestaltet hatte, zum Wohl des Vaterlandes unentbehrlich sei. Die zweijährige Dienstzeit war in diesem Antrage festgesetzt, aber nicht verfassungsmäßig festgelegt worden. Dieser Umstand hinderte eine weitere Gruppe von etwa vierzehn Mitgliedern der Fraktion, sich zu Gunsten des Huenschen Antrages auszusprechen. Es liegt auf der Hand, daß die sechs bejahenden freisinnigen Abgeordneten sich im Besitze von Informationen glauben mußten, durch welche ihnen die Dauer des Zugeständnisses in Bezug auf die zweijährige Dienstzeit fraglos dünchte. Sie scheinen von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen, daß, wenn erst einmal die zweijährige Dienstzeit in einem Zeitraum von fünf Jahren in Wirksamkeit getreten sei und alle organisatorischen Folgerungen, welche sich aus dieser Neueinrichtung ergeben mußten, innerhalb der Armee gezogen wären, es praktisch sich als ein Ding der Unmöglichkeit erweisen werde, von dem einmal geschaffenen Zustande wieder abzugehen, da alsdann, hätte man die Konzession zurücknehmen wollen, eine bedenkliche Schwächung der Armee und ihres bestehenden Organisationsverbandes sich ergeben müßte. Da nun, so schlossen die Sechs augenscheinlich weiter, nicht anzunehmen war, daß die Regierung selbst eine solche Schwächung jemals werde herbeiführen wollen, so legten sie auf die formale Festsetzung der zweijährigen Dienstzeit ein geringeres Gewicht, weil sie die Schwierigkeiten nicht unterschätzten, welchen Graf Caprivi sowohl bei einem Theil der höheren Militärs als bei den Konservativen begegnete, als er überhaupt den Uebergang von der dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit vorschlug. Dieser Ideengang vermag also bis zu einem gewissen Grade die Abstimmung jener sechs Freisinnigen zu erklären. Jedenfalls haben sich die vierzehn Gesinnungsgenossen, welche sich der Ausschließung dieser sechs aus dem Fraktionsverbande widersetzten und in Folge dessen mit jenen sechs gleichzeitig aus der Fraktion austraten, nicht davon überzeugen können, daß der damit eingenommene Standpunkt in einem unauflöslichen Widerspruch zu dem Parteiprogramm, zu dem man sich einmal bekannt, gestanden hätte.

Soviel zur Erklärung der eingetretenen Spaltung, die sich in den ritterlichsten und kordialsten Formen vollzog, wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß auf Seiten derjenigen, welche die dissentirenden Gesinnungsgenossen aus der Fraktion hinausgedrängt, sich eine Schaar lärmender Corybanten kundgab, denen diese schiedliche und friedliche Form der Trennung in ihrem Radaubedürfniß nicht zusagte. Daß diese Trennung ein beklagenswerthes Ereigniß ist, namentlich jetzt angesichts der Wahlen, darf wohl als unbestreitbar gelten. Wer die freisinnigen Wahlkreise im Reich einigermaßen kennt, der weiß, daß sie sich um kleine und feine Fraktionsunterschiede wenig kümmern, namentlich wenn sie wie in diesem Falle mehr auf Temperamentverschiedenheiten seitens der Führer basiren. Es ist daher zu befürchten, daß sonst freisinnig wählende Männer, die durch diesen Konflikt an den Führern irre geworden, denen sie früher ihre ungetheilte Verehrung zuwandten, sich entweder ganz von der Wahlbewegung fern halten werden oder sich je nach den schärfer oder minder scharf ausgeprägten Ueberzeugungen mehr nach rechts oder links zu wenden geneigt sein möchten. In jedem Falle wird es einer ganz erhöhten Agitationskraft bedürfen, um die Nachtheile aufzuwiegen, welche diese Trennung im Gefolge haben muß. Die beiden Reste der deutschfreisinnigen Partei, die sich als freisinnige Vereinigung und freisinnige Volkspartei bezeichneten, zeigen indeß schon jetzt deutlich, daß in ihnen Energie und volksthümliche Agitationskraft ungleich vertheilt ist. Zwar ist der erste Vorstoß Eugen Richters, den er als Vertreter der freisinnigen Volkspartei im Gemeinschaft mit Payer, einem der Führer der süddeutschen demokratischen Volkspartei, ins Werk gesetzt, als mißlungen zu betrachten. Denn die Annahme, welche der gemeinsame Wahlaufruf dieser beiden Führer entstehen ließ, daß es auf eine Verschmelzung beider Volksparteien abgesehen sei, hat sich bald als ein Irrthum herausgestellt. Die maßgebenden Organe der süddeutschen Demokratie schreiben von einem Aufgehen dieser Partei in der freisinnigen Volkspartei nichts wissen zu wollen. Und in der That, wenn auch beide Strömungen in politischer Hinsicht fast genau auf denselben Standpunkte stehen, so werden sie doch durch sehr grundsätzlich-verschiedene Auffassung aller sozialen Fragen von einander fern gehalten, so daß die Abneigung der Süddeutschen nicht blos, wie es geschehen ist, auf ein gewisses landsmannschaftliches Selbstgefühl zurückzuführen sein dürfte. Die freisinnige Vereinigung andererseits sieht sich in der traurigen Lage, daß einige ihrer hervorragendsten Gesinnungsgenossen beschlossen, sich an der beginnenden Wahlbewegung nicht mehr zu betheiligen. Bamberger und Stauffenberg, diese beiden glänzenden Namen, auf welche die freisinnige Vereinigung zählen konnte, ziehen sich aus Gesundheitsrücksichten aus dem öffentlichen Leben zurück, und die übrig bleibenden Führer, Barth, Schrader und Rickert, sahen sich damit ihrer kostbarsten Bundesgenossen beraubt. Wie es dem überhaupt ein eigenthümliches Zeichen dieser neuen Wahlbewegung ist, daß sich aus verschiedenen Parteien eine Menge bisher mit Erfolg thätig gewesener Abgeordneter nicht mehr um ein Mandat bewerben.

Man trifft diese bemerkenswerthe Erscheinung außer bei den Freisinnigen auch bei dem Centrum, den Nationalliberalen, der deutschen Reichspartei. Nur die Konservativen und die Sozialdemokraten haben in ihren Reihen keine Verzichter dieser Mandatsmüdigkeit aufzuweisen. Damit ist denn auch gesagt, daß diese beiden Parteien sich mit der Hoffnung tragen, den Löwenantheil des Erfolges dieser Kampagne an sich reißen zu können. Das Centrum ist die einzige Partei, welche bisher mit einem Wahlaufrufe noch nicht hervorgetreten ist. Daraus scheint hervorzugehen, daß es für die gegenwärtigen Leiter des Ultramontanismus seine besonderen Schwierigkeiten hat, den Standpunkt, den die Partei eingenommen, in siegreicher Weise zu formuliren. In Schlesien, wo bisher der regierungsfreundliche Theil des Centrums seine Hauptmacht besaß, sind gerade die hervorragendsten Führer vom Schauplatz abgetreten. Es ist fraglich, ob ihre Nachfolger sich in denselben Geleisen bewegen werden wie die Herren v. Huene, Porsch, Graf Ballestrem u. a. Aber es ist ebenso fraglich, ob es den demokratischen Elementen gelingt, in diesen gouvernementaler gesinnten Wahlkreisen ihrer Richtung zum Siege zu verhelfen. Aehnliches scheint von Baden zu gelten, wo ein Theil der Wähler sich für jenen badischen Abgeordneten, Dr. Lender, ausgesprochen hat, der für den Huenschen Antrag stimmte. Auf der anderen Seite sehen wir in Baiern und Westfalen eine eigenthümliche Bewegung sich Bahn brechen, die eine merkwürdige Verquickung partikularistischer, agrarischer, zünftlerischer und demokratischer Standpunkte darbietet, — eine Bewegung, die es den bisherigen Führern des Centrums namentlich nicht vergiebt, daß sie sich den handelspolitischen Ueberzeugungen des Grafen Caprivi, wie sie bisher in den Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn, Italien und der Schweiz zum Ausdruck gelangten, gefügig erwiesen haben. Wenn in Baiern beispielsweise von einer Anzahl bäuerlicher Wähler selbst die Wiederwahl des Grafen Konrad Preysing einfach perhorreszirt ward, so wird man daraus schließen dürfen, daß zwischen der bisherigen Centrumspolitik und den Wählern, die auf das Centrumsbanner eingeschworen schienen, ein schwer überbrückbarer Gegensatz in die Erscheinung getreten sei.

Auf der anderen Seite zeigen sich die Konservativen, deren Segel stark durch antisemitische Winde geschwellt worden sind, daß sie die Macht und Bedeutung fühlen, die ihnen zu Theil geworden, seitdem sich Graf Caprivi genöthigt sah, hauptsächlich auf ihre Stimmen zur Durchdrückung der Militärvorlage zu zählen. Ihr Wahlaufruf beweist klar und deutlich, daß sie einsichtsvoll sind, die Hilfe sich schwer bezahlen zu lassen, die zu leisten sie sich verpflichten wollen. Sie sind nicht geneigt, auf die schutzzöllnerischen und agrarischen Strebungen zu verzichten, die einerseits durch die schon abgeschlossenen, anderntheils durch die erst noch geplanten Handelsverträge durchkreuzt worden sind. Graf Caprivi hatte, wie es scheint, mit besonderem Glück jene Widerstände zu bewältigen gewußt, die sich in Rußland einem freundnachbarlicheren Anschlusse an das deutsche Reich entgegenstemmten. Er war darin glücklicher gewesen als Fürst Bismarck, der in Petersburg einem geradezu unüberwindlichen Mißtrauen begegnete, seitdem er als ehrlicher Makler im Berliner Friedensvertrage nach russischer Auffassung die Interessen des Zarenreichs dem englischen Einflusse preisgegeben. Seit dieser Zeit hatte Fürst Bismarck vergebens den ganzen großen Scharfsinn, über den er verfügte, aufgeboten, um an den maßgebenden Stellen in Rußland eine gerechtere Würdigung seiner vermittelnden Thätigkeit in den Balkanfragen erstehen zu lassen. Woran seine große Kunst gescheitert, das scheint der einfachen Schlichtheit seines Nachfolgers gelungen zu sollen. Die Verhandlungen mit Rußland sind allerdings noch nicht abgeschlossen, und es wäre nicht unmöglich, daß ein großer Sieg der agrarischen Konservativen in der bevorstehenden Wahlkampagne die Kreise des Reichskanzlers zu stören vermöchte. Aber man wird gut thun, bei Zeiten gerade diese Aktion des Grafen Caprivi weniger vom Gesichtspunkte der industriellen oder landwirthschaftlichen Interessen als rein vom politischen Standpunkte aus zu betrachten. Denn wenn es gelänge, einen Handelsvertrag mit Rußland zu Stande zu bringen, den uns zu verschaffen dem Fürsten Bismarck versagt blieb, so wäre damit für Frankreich eine Warnung und Mahnung ausgesprochen, die man an der Seine sicherlich alsbald zu verstehen lernen würde.

In Frankreich verfolgt man ohnehin die Vorgänge, welche sich an die Berathung der Militärvorlage bei uns geschlossen haben, mit einer den unbefangenen Beobachter seltsam berührenden Beflissenheit. So lange die Entscheidung noch nicht zu Ungunsten der Regierungsvorlage gefallen war, verblieben die Franzosen in jener Zurückhaltung, die sie in solchen Fällen seit den letzten Jahrzehnten stets zu bewahren pflegten. Das Bild hat sich aber ein wenig verschoben, seitdem die Auflösung des Reichstags erfolgt ist, seitdem eine Ansprache des Kaisers an die Offiziere auf dem Tempelhofer Felde bekannt geworden, und seitdem sich im Auslande durch eine ungenaue Berichterstattung die Ansicht festgesetzt hat, daß die Wahlkampagne von vornherein als zu Ungunsten der Militärvorlage entschieden gelten könne. Es scheint, daß einige Aeußerungen des Grafen Caprivi im Reichstag über die Unzulänglichkeiten unserer jetzt

Das räthselhafte Bild.

[Nachdruck verboten.]

„Nun, was sagst Du?“ fragte mein Freund Fritz, der Maler, indem er mich — es war am Eröffnungstage unserer Kunstausstellung — einer gemalten Leinwand gegenüberstellte, die ein Zeichen trug.

Ich erwiederte vorläufig nichts, sondern betrachtete das Gemälde, und ich muß gestehen, daß es mich in Erstaunen setzte. Wenn ich nicht triftige Gründe gehabt hätte, anzunehmen, es müsse irgend etwas vorstellen, worauf mein genialer Freund stolz sein durfte — dies verrieth mir seine freudige Erregung —, so wäre ich auf die lästerlichen Gedanken verfallen, ein toll gewordener Pinsel — und ich meine einen wirklichen und keinen figürlichen — habe sich in einem Anfall von Verzweiflung in den Farbenkasten gestürzt und sei dann gewaltsam über die Leinwand geschleift worden. Was mein Auge übersah, waren helle und dunkle Kleckse, deren Zusammenhang ich nicht begriff.

„Hm,“ meinte ich deshalb vorsichtig — nichts in der Welt hätte mich bewegen können, Fritz zu kränken — „Du weißt, ich bin in Kunstdingen durchaus Laie.“

„Gerade das Urtheil eines solchen ist mir werthvoll,“ erwiederte er lebhaft. „Ein Kenner hält sich mit Vorliebe an das Wie eines Bildes, an das Technische, während der Laie sich liebevoll um das Was, um die Idee kümmert. Und gerade darüber möchte ich Deine Meinung hören . . .“

Die Idee! Ich gerieth einigermaßen in Verlegenheit. Ich sah nichts davon in dem Mischmasch von Farben. Wenn ich wenigstens gewußt hätte, wie Fritz sein Gemälde benannt! Aber es schien mir unpassend, in seiner Gegenwart einen Blick in den Katalog zu werfen.

„Ich sehe, Du bist überrascht,“ unterbrach er sich.

„Außerordentlich,“ gab ich mühsam zur Antwort, indem ich mich in einen rothen, kreisförmigen Fleck in der Mitte des Bildes vertiefte, „ganz außerordentlich, in der That . . .“

Plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über mich. „Ah,“ sagte ich zuversichtlicher und deutete auf den rothen Punkt — „ich habe in meinem Leben nichts gesehen, das natürlicher gemalt wäre, als dieser Eidamer Käse . . .“

Einen Moment lang sah Fritz mich starr an, dann erheiterten sich seine Züge und er lächelte.

„Die Idee ist geradezu einzig,“ fuhr ich enthusiasmirt fort, „wenn ich auch gewünscht hätte, daß der Käse aufgeschnitten wäre . . . weißt Du, man würde dann viel leichter erkennen, was die Kugel eigentlich vorstellt. . . .“

Nach dem Ausdruck seines hübschen Gesichtes zu schließen, schien es, als ob Fritz meine letzte kritische Bemerkung unangenehm berührt hätte. Das mußte wett gemacht werden.

„Aber gerade das ist vielleicht das Originelle,“ rief ich überzeugt, „ich bin, wie gesagt, kein Kunstkenner. Besonders imponirt mir aber der grünliche Hauch, der das Roth, die Käserinde, leise zu überziehen beginnt. . . . Man sieht förmlich, wie sich die Schimmelpilze bilden, welche den Käse für den Gaumen des Feinschmeckers erst werthvoll machen. . . .“

„Deine Meinung ist also?“ fragte Fritz langsam.

„Daß es ein ganz vortreffliches Bild ist! Freilich gehört es nicht zu jenen Gemälden, die man auf den ersten Blick würdigen kann. Es zieht Einen immer wieder her, weil man nicht gleich Deine tiefe Absicht begreift. Man fragt sich: „Was wollte der Künstler mit diesem Eidamer Käse? Ist er Selbstzweck oder verbirgt er einen geheimnißvollen Sinn?“ Es ist, sozusagen, ein Bild für phantasiereiche Leute, es regt an . . . man ist gezwungen, den Spuren Deines Geistes nachzugehen . . .“

„Oh,“ meinte Fritz mit einem eigenthümlichen Lächeln, „was Du da sagst, klingt ja äußerst schmeichelhaft . . .“

„Ich spreche nur, was mich bewegt, Fritz,“ gab ich gerührt zur Antwort.

„Und in welcher Weise würdest Du die menschliche Gestalt da rechts“ — er wies darauf hin — „mit . . . mit diesem Käse in Verbindung bringen?“

Die Wahrheit gestanden, ich hatte bisher nichts von einer menschlichen Gestalt bemerkt . . . jetzt sah ich sie, aber nicht so deutlich, daß ich mich dafür hätte entscheiden können, ob es ein Mann oder eine Frau oder vielleicht ein Kind sei . . . Es galt also, sehr vorsichtig zu sein.

„Siehst Du,“ sagte ich, „wie sehr der Eidamer meine Gedanken in Anspruch genommen hat? Er ist nun einmal die Hauptsache, beherrscht, so zu sagen, die Situation . . . Aber die Gestalt . . . natürlich . . . die bildet die wirksame Folie . . .“

Ich blickte schärfer hin, und das Bild wurde mir vollkommen klar. Erleichtert athmete ich auf.

„Folie“, fuhr ich lächelnd fort, „ist selbstverständlich nicht das richtige Wort, das muß Du meinem Laienthum zu gute halten . . . Die Gestalt da . . . Dieser Mann hat den Kopf auf die Arme gelegt und hält — er hat soeben zu Mittag gegessen — sein Schläfchen . . . Das Zimmer ist verdunkelt, und nur der Käse wird von einem heimlich eingeschlichenen Sonnenstrahl überstrahlt . . . Es ist das beste „Siesta“-Bild, das ich jemals gesehen habe, Fritz,“ schloß ich begeistert und blickte den Freund an.

Sein Gesicht hatte einen merkwürdigen Ausdruck angenommen. Es war bleich. Um die Mundwinkel zeigte sich ein bitterer Zug, und in den Augen glimmte etwas wie Zorn.

„Mensch,“ rief er gedämpft, „ich glaube, Du machst Dich lustig über mich . . .“

„Ich?“ fragte ich verwundert, „daß ich nicht wüßte . . .“

„Deine Idee mit dem Eidamer Käse . . .“

„Erlaube, meine Idee . . .“

„Ist der pure Wahnwitz,“ sagte er grimmig. „Aber das kommt davon, wenn man den ersten Besten ein Urtheil zutraut und ihm gestattet, seinen hirnverbrannten Gedanken . . . Glaubst Du denn wirklich, daß es Jemandem einfallen wird, einen Eidamer Käse . . .“

„Wie?“ fragte ich betroffen, „es ist kein Käse? . .“

„Nein,“ brummte er, „und keine Siesta . . .“

Ich war jetzt wirklich in Verlegenheit und starrte das Bild an. Ich hatte den runden, rothen Fleck thatsächlich für einen Käse gehalten — aber jetzt sah ich deutlicher. Es war offenbar eine brennende Lampe und die menschliche Gestalt eine Dame, welche bei ihrer Lektüre eingeschlafen zu sein schien.

„Wo ich nur meine Augen hatte!“ rief ich, unwillig über mich selbst, „verzeih' mir, Fritz . . . Nichts lag mir ferner, als Dich zu kränken . . .“

„Eidamer Käse,“ knirschte er, „es ist entsetzlich . . . und für solches Volk malt man, strengt man sich an, opfert man sein Herzblut . . .“

Um den in seinem Künstlerstolz Gekränkten zu versöhnen, gab ich ihm zu verstehen, daß ich zerstreut gewesen wäre und daß auch meine Kurzsichtigkeit schuld daran sei, wenn ich eine Lampe für einen Eidamer Käse gehalten habe.

„Schließlich ist das doch ein verzeihlicher Irrthum,“ schloß ich in tiefer Zerknirschung.

In diesem Augenblick glaubte ich, daß Fritz sich auf mich werfen würde. Seine Miene drückte grenzenlose Wuth und Verachtung aus.

„Eine Lampe,“ murmelte er höhnisch. „Natürlich, wenn's kein Käse ist, muß es eine Lampe sein . . . . haha . . . . ausgerechnet! Warum denn nicht eine Schusterkugel?“

„In der That,“ antwortete ich beschämt, „eine Schusterkugel . . . wenn man näher zusieht . . .“

„Oder ein Luftballon, das Kinderspielzeug . . .“

„Auch das,“ meinte ich überrascht.

Er lachte auf.

„Mit Dir habe ich auch das letzte Mal gesprochen,“ sagte er mit unsäglicher Bitterkeit und ging hastig davon.

Ich blickte ihm eine Weile lang fassungslos nach, dann öffnete ich gespannt den Katalog.

„Columbus, die Weltkugel studirend,“ las ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen.

Ich muß zugeben, daß das Bild meines Freundes auch das vorstellen kann, und daß ich mich fürchterlich blamirt habe.

Das Eine weiß ich jetzt, der richtige Kunstkenner erkundigt sich bevor er über gewisse moderne Gemälde ein Urtheil fällt, erst nach dem Titel derselben. Sonst geht es ihm unfehlbar wie mir.

Manuel Schnitzer.